№ 44. Dritter Jahrgang. 1842.



Grafschaft Glatz.

Redakteur Reymann. (Glatz, den 29. Oktober.) Druck von F. A. Pompejus.

Maritta.

(Fortsetzung.)

Aber, begann Euphrosine, nach einer Pause, indem sie sich sanft Brankowans Arm entwand, wird mein Vater Euch nicht von Neuem wieder vertröſten, wie er es nun schon oft gethan? —

Das wird er nicht, sprach voll Vertrauen Brankowan. Der Erzherzog Matthias, hat mir im Namen des Kaisers versichert, daß alles erfüllt werden würde, was wir verlangen, und um uns zu überzeugen, wird schon in diesen Tagen ein Mitglied des Reichsraths eintreffen, um Eurem Herrn Vater seine Aufwartung zu machen.

Und wie nahm mein Vater dieß alles auf, als Ihr es ihm berichtet? fragte forschend Euphrosine.

Hm, entgegnete achselzuckend der Bojar arglos. Er muß eine schlechte Nacht gehabt haben, und war gerade nicht zum besten gelaunt. Indeß, er war zufrieden mit mir, und welchen Einfluß auch mein Bericht auf Ihn gemacht haben mag, ich weiß, daß ich meinen Auftrag redlich erfüllt habe, und werde Sr. Hoheit schon zu seiner Zeit an sein gegebenes Wort erinnern.

Sodar, entgegnete mit wehmüthigem Lächeln die Prinzeß, Ihr wißt, ich meine es treu mit Euch und Eurer Liebe, aber glaubt nicht, daß mein Vater so leichten Kaufs Euch meine Hand bewilligen wird. Er weiß um unsere Liebe, er billigt sie, so lange Euer Ansehen und Euer Einfluß auf die Barone ihm für seine Pläne vortheilhaft erscheint, aber glaubt mir, er wird Euch eben so kalt zurückweisen, wenn er sicher ist, Euch entbehren zu können. Es schmerzt mich tief, setzte sie seufzend hinzu, Euch, dem Arglosen, dieß von meinem Vater sagen zu müssen, aber ich bin es Euch und Eurer Liebe schuldig. —

Da blitzte ein wildes Feuer aus des jungen Bojaren sonst ruhigem Auge; und unwillkührlich zuckte seine Hand nach dem Säbel. — Meint Ihr, sprach er, wie zu sich selbst. — Nein rief er heftig; das kann, das darf er nicht; Brankowan steht nicht zu niedrig für den Hospodarenthron, oder glaubt er wirklich, daß ich ihm so entbehrlich werden könnte?!

Ich warne Euch nur, entgegnete besänftigend Euphrosine, und darum hütet, daß Euer Herz Euch nicht irre führt, und überlegt noch, wenn der Hospodar, mein Vater, etwas von Euch verlangt, ob Ihr es mit gutem Gewissen verantworten könnt. Um meinetwillen bringt Ihr kein Opfer, welches Euch gefährden könnte.

Man sucht Euch, Hoheit, rief Maritta, eilig herabkommend, und noch ein Mal die sich entfernende hef-

lig an seine Brust drückend, verließ Brankowan, von Maritta geführt, nachdenkender als er gekommen war, das Schloß. Lange sah ihm die Dienerin mit brennenden Blicken nach, und als wollte sie dem Innern Ruhe gebieten, preßte sie gewaltsam die Hand auf die wogende Brust, und kehrte zu ihrer Gebieterin zurück.

Im großen Versammlungssaale der Bojaren zu Bucharest saß Fürst Michael auf erhöhtem Sessel, und um die einen Halbzirkel bildenden Gerichtstafeln waren zahlreicher als je die Bojaren der Wallachei im glänzendsten Waffenschmucke vereinigt. Eine augenblickliche Stille herrschte jetzt in dem hohen düstern Saale, nur durch das Klirren der hin und wieder an einander klappenden Säbeln der Edelleute unterbrochen. Zur Rechten des Hospodars saß Sodar Brankowan als Groß-Bojar der Wallachei und sah mit einer seltsamen Mischung von Neugier und Unmuth auf den Hospodar, welcher einige Schreiben vor sich hinlegend mit erhöhter Stimme begann:

Edle Bojaren der Wallachei! Meinem Wunsche zu genügen, habt Ihr Euch alle eingefunden, um mit mir gemeinschaftlich das Wohl und Wehe unsers Landes zu berathen. Die ernste Gestaltung der Dinge um uns her, die Kriegsrüstungen des deutschen Kaisers gegen unsere, uns so oft bedrohenden Nachbarn, mahnen auch uns, an unsere eigne Sicherheit zu denken. Die unglückliche Lage unsers Fürstenthums uns von beiden Seiten den kriegführenden Mächten preisgebend, gleichviel, welcher Partei wir uns anschließen, erfordert, daß wir uns fester und zuverläßiger als bisher einer schützenden Macht vertrauen.

Die Treue gegen den Kaiser, unsern Herrn, verpflichtet uns, sich seiner mit Gut und Blut zu weihen, und einen Damm zu bilden, der den hereinbrechenden Fluthen der Ungläubigen kräftig widersteht, aber entblößt von allen Hilfsmitteln, sind wir bei jedem hervorbrechenden Kampfe ein Spielzeug in den Händen der Sieger. Diesmal soll Euer Wille es entscheiden, ob wir uns an Oesterreich anschließen, oder ob wir uns dem mächtigern Feinde unterwerfen, der bereit ist, uns gegen den Zorn des Kaisers zu schützen, Sultan Achmet hat sich erboten, alle jene bedungenen Versprechungen zu erfüllen, welche uns von Seiten des deutschen Kaisers verweigert, und ehe wir den entscheidenden Schritt wagen, uns gänzlich der Oberherrschaft Rudolph des Zweiten zu entziehen, haben wir durch die Sendung eines Edlen aus unserer Mitte versucht, allen unsern Forderungen die baldigste Erfüllung zu verschaffen. Der Erfolg liegt hier vor, und Euch damit bekannt zu machen, berief ich Euch hierher. Findet Ihr des Kaisers Erklärung zufriedenstellend, so werden Eure waffenfähigen Schaaren sich mit dem Heere Rudolphs vereinigen, um die Ungläubigen zu zwingen, die geraubten Provinzen zurückzugeben, und unsere Nähe zu verlassen. Genügt Euch dieß nicht, so möge Eure Meinung mir erklären, was Ihr zu thun entschlossen seyd.

Er hielt inne, und als die Bojaren ohne sich laut zu äußern ruhig blieben, fuhr Michael fort:

Der Kaiser wird unsere Festungen in Vertheidigungsstand setzen, wird einen seiner Großen an Euch senden, um Eure Klagen zu prüfen und zu beseitigen, verlangt aber dafür 20000 Mann zur Verstärkung seiner Truppen, welche im Laufe dieses Monats das Fürstenthum besetzen werden, um den Krieg gegen Sultan Achmet I. zu eröffnen.

Da wurde die Stille im Saale plötzlich durch die allgemeine unruhige Bewegung der Bojaren unterbrochen.

Seid Ihr bereit, diese Forderungen anzunehmen, fuhr künstlich seine innere Freude verbergend, der Hospodar fort, so soll noch heute ein Eilbote nach Wien, um dem Kaiser unsere Bereitwilligkeit anzuzeigen.

Nicht zu schnell, Herr Hospodar, rief einer der Bojaren; indem er sich von seinem Sitze erhob. Wir sind weder Rebellen noch Meineidige, und haben von den Türken wohl weniger zu hoffen, als von Deutschlands Kaiser, aber unsere Schaaren sollten wohl billigerweise uns überlassen bleiben, damit wir im Stande sind, unsere Grenzen selbst zu vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gegenwart.

Wenn der Blick auf jene Zeit vor Aufhebung der Erbunterthänigkeit gerichtet wird, wo der Sohn oder die Tochter eines Gärtner- oder Häuslerstellen-Besitzers schon von der Stunde der Geburt zum Hofedienst bestimmt war, wenn die gegenwärtige Generation der Dienstboten von jener Vorzeit entweder gar keinen Begriff hat, oder sein Wissen nur auf das Hören-Sagen begründet ist, so möge es dem Referenten erlaubt sein, sich mehr auf den früheren Standpunkt des Landgesindes zu beschränken. Waren die ersten Kinderjahre vorüber, und hatte der Knabe oder das Mädchen nach spärlich genossenem Schul-Unterricht, (die wenigsten hatten Lesen und Schreiben gelernt) nur erst das heilige Abendmahl erhalten, dann konnten und durften die armen Eltern mit ihrem Kinde nicht mehr machen, was sie wollten, sondern sie hingen unbedingt von dem Willen

der Herrschaft ab. Wo diese es dienen lassen wollte, da mußte es dienen, was diese forderte, das mußte ohne Widerrede geschehen. Daher kam es denn auch, daß mancher Dienstbote nicht so viel vor sich brachte, um anständig gekleidet gehen, oder auch ein Paar ärmliche Thaler erübrigen zu können. An sehr vielen Orten waren nach den Urbarien die Hofejahre ganz unbestimmt, und die sämmtlichen unverheiratheten Unterthanen mußten so lange zu Hofe dienen, als es der Grundherrschaft beliebte. Dieses Recht wußte diese auch in den ausgedehntesten Grenzen geltend zu machen. Wehe den jungen Leuten, die einer solchen Herrschaft unterthänig waren. Nach einer einjährigen Dienstzeit wurde ihnen die schöne Hoffnung mit dem cathegorischen Imperativ: Du bleibst, mit einmal benommen, sich um ein anderes Unterkommen bewerben zu dürfen. Mit dem zweiten Jahre war es am Ende auch noch nicht abgethan, und sie mußten auch noch das dritte Jahr dienen. Nun erfolgte wohl endlich einmal die Erlaubniß ein anderes Dienstverhältniß zu suchen, aber diese wurde nur auf ein Jahr ertheilt, worauf der alles verzehrende Hofedienst wieder eintrat. Das dauerte dann so fort, bis sich die jungen Leute verheirathen durften. Nun war aber die schöne Saatzeit, wo sie in den besten Jahren und in der Jugendkraft etwas hätten erübrigen können ungenützt und vergeblich vorüber gegangen, und mußte, von allen Hülfsmitteln entblößt, die kleine Wirthschaft noch mit Schulden übernehmen.

Das Lohn war höchst niedrig gestellt, so daß es kaum auf ein Paar Stiefeln oder einen schlechten Rock zureichte, und die Kost so dürftig und geringe, daß sie kaum genossen werden konnte. Deshalb mußte sich das Hofgesinde entweder an die Eltern oder Verwandten halten, um nur das Leben kümmerlich fristen zu können. Die Kost war gewöhnlich magerer und unschmackhafter, als bei den Bauergutsbesitzern, welche das Gesinde an ihrem Tische Platz nehmen ließen: Unter diesem befand sich die Köchin in der bedauernswerthesten Lage, weil jede Magd ein panischer Schrecken ergriff, wenn sie das Loos traf. Das Töpfergefäß wurde ihr nicht nach dem Bedürfniß gegeben, sondern sie erhielt dafür ein gewisses Quantum, das vielleicht in der grauen Vorzeit zugereicht haben mochte, ein Jahr lang den nöthigen Bedarf zu beschaffen. Daß eine solche Köchin von ihrem äußerst geringen Lohne noch zusetzen und Töpfergeschirr kaufen mußte, liegt auf der Hand, und war selbst der Herrschaft nicht fremd; dennoch ließ sie dieses arme Geschöpf so schmachten. Diebereien wollte sie zwar nicht, da aber die Dienstboten nicht alles erhielten, was sie höchst nöthig brauchten, so griffen sie zu, wo was war, und dadurch nahmen die Diebereien auf den Höfen täglich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Im vorigen Monat trat zu Berlin in den Laden eines Manufacturwaarenhändlers ein elegant gekleideter junger Mann und verlangte wollene Umschlagetücher zu sehen. Es wurden ihm dergleichen vorgelegt, wobei er gesprächsweise erzählte, daß seine Frau erst kürzlich von einer langwierigen Krankheit genesen sei, daß er am nächsten Tage zum ersten Male wieder mit ihr ausgehen und ihr aus dieser Veranlassung ein werthvolles Umschlagetuch schenken wolle. Er konnte indessen über die Wahl nicht einig werden, meinte, daß es schwierig für einen Mann sei, unter so vielen schönen Lüstern das geschmackvollste zu treffen und ersuchte den Kaufmann, ihm eine Anzahl Tucher Nachmittag um 3 Uhr nach seiner Wohnung zu schicken, damit seine Frau selbst sich eins auswählen könne. Dabei übergab er eine Visitenkarte mit dem Namen, E. Massow, Regierungsbau-Conducteur, Kononierstraße Nro * * *

Der Commis des Kaufmanns machte sich demgemäß um 3 Uhr Nachmittags mit 13 Tüchern, die zusammen einen Werth von 300 Thalern hatten, auf den Weg. Er stieg in dem bezeichneten Hause eine Treppe hinauf und fand hier an einer Stubenthür eine gleichartige Karte befestiget, mit der Inschrift: „E. Massow, Regierungs-Baucondukteur.“ Er klopfte an und man rief herein. Beim Eintreten ins Zimmer kam ihm Herr Massow sogleich sehr freundlich entgegen, nahm ihm die Tücher ab, um sie seiner Frau zu zeigen, die wie er sagte, in der Nebenstube im Bette liege und bat ihn inzwischen Platz zu nehmen. Nachdem er mit steigender Unruhe eine geraume Zeit gewartet hatte, ohne daß der Herr mit den Tüchern zurückkehrte, öffnete sich endlich die Thür des Schlafkabinets und es trat eine ältliche Frau herein, die ihn verwundert fragte, wen er denn erwarte? Noch verwunderter entgegnete ihr der Commis, daß er ja eben Herrn Massow ein Packet Umschlagetücher übergeben habe, um sie seiner krank liegenden Frau zur Auswahl vorzulegen. — Ah! lautete jetzt die Antwort der Frau, Herr Massow ist eben mit

einem Packet Tücher durch meine Stube nach dem Flur hinausgegangen. — Höchst betroffen über diese Nachricht, eilte der Commis nach dem Flure hinaus, konnte aber den Herrn Massow nirgends finden, und sah nun wohl ein, daß er um die Tücher betrogen werden solle. Die nähern Umstände dabei aber waren ihm selbst noch nicht klar. Er befand sich in der Wohnung des Bestellers der Tücher; derselbe hatte ihm auch seinen richtigen Stand und Namen genannt, dafür sprach ja die Karte in seinen Händen und die Karte an der Zimmerthür. Wie aber ließ sich dies mit einem beabsichtigten Betruge reimen?

Der Commis that das Klügste, was er thun konnte: er begab sich eilig zu einem Criminal-Polizeibeamten. Dieser ermittelte alsbald Folgendes: Die Wittwe W. in dem genannten Hause hatte ein möblirtes Zimmer nebst Schlafkabinet zu vermiethen. Am 9. September fanden sich zwei junge Männer bei ihr ein und besahen sich das Logie. Nach dem Preise gefragt, forderte die Wirthin 8 Thlr. dafür, die beiden Männer wollten aber nur 7 Thlr. geben und man trennte sich, ohne handelseins zu werden. Am Nachmittag fand sich jedoch der eine Mann wieder ein, und miethete für 8 Thlr. Er sagte dabei, daß er der Regierungs-Baucondukteur Massow sei und mit seinem Freunde am nächsten Tage Vormittags einziehen werde. Dies geschah auch. Sie ließen sich den Schlüssel zum Quartiere geben, mit dem Bemerken, daß sie am Abend ihre Sachen würden hinschaffen lassen. Der angebliche Massow verlangte noch besonders, daß die noch fehlenden Gardinen sogleich aufgesteckt werden müßten, weil ihn am Nachmittag sein Onkel besuchen wolle. Hierauf befestigte er seine Karte an die Stubenthür.

Im Laufe des Nachmittags erzählte der vermeintliche Massow — sein Freund hatte sich schon am Vormittag wieder entfernt — daß heute der Geburtstag seiner Cousine sei, zu dessen Feier ihm sein Onkel zum Abend eingeladen habe. Er verlangte Papier, und setzte sich an den Schreibtisch, um für seine Cousine ein Gedicht anzufertigen, und äußerte dabei, wie er die Absicht habe, seiner Cousine ein werthvolles Umschlagetuch zu schenken, das er mit seinem Onkel gemeinschaftlich kaufen wolle. Gegen 4 Uhr Nachmittags, nachdem der Commis die Tücher überbracht hatte, trat Massow aus seinem Schlafkabinet in die Stube der Wirthin, mit einem Packet Tüchern unterm Arm. „Jetzt ist der Onkel da," rief er ihr leise zu, „sein Sie nur ganz still." Damit eilte er lachend, als ob er sich einen Scherz machen wolle, durch die Küche nach dem Flur hinaus.

Der Herr Massow war also nach allem diesen ein höchst raffinirter Betrüger. So sicher er sich auch glauben mochte und so wenig Incidenzpunkte vorhanden waren, so ist seine Entdeckung durch eine ungemein glückliche Combination dem Polizeibeamten dennoch gelungen. Er ist ein wegen Diebstahl bereits bestrafter Goldarbeitergehilfe.

Einst wurde der in Berlin anwesende türkische Gesandte, Achmet Effendi, aus Neugier von vielen Damen besucht. Bei einem solchen Besuche theilte er Bonbons aus. Einer der Damen gab er doppelt und dreifach. Sie, im Triumphe ihrer Eitelkeit, ließ ihn durch den Dolmetscher darum befragen. „Weil ihr Mund noch einmal so groß ist," — war seine Antwort.

In einer Garnison standen — ein blaugekleidetes Regiment und ein grüngekleidetes Jägerregiment. Die Offiziere des letztern waren gewandte Tänzer. Auf einem Balle versagte ein Fräulein dem Offizier des erstern Regiments, ohne Ausnahme alle Tänze und verband sich blos mit den Jägern. Er wurde deßfalls spaßlich aufgezogen. Indeß dem Obrist des blauen Regiments, einem alten Grämelbart, den es ärgerte, seine Offiziere zurückgesetzt zu sehen, nahm scheinlich die Partie der jungen Schönen an und erklärte in ihrer Gegenwart: „Das ist natürlich; die jungen Gänse gehen stets gern nach dem Grünen."

Charade.

Auf finsterm Fittig komm' ich geflogen,
Berausche die Sinne mit trüglichem Traum,
Und von des Gesetzes Urkraft gezogen,
Schwebe ich schnell durch der Welten Raum.
Es treibt mich, das ewige Licht zu erjagen,
Und wer ich bin, wird die Erste sagen.

In dunkler Laube ward ich geboren.
Die strahlende Sonne hat mich gezeugt,
Und schnell ist der Traum des Daseins verloren,
Wenn mich der Blick der Mutter erreicht.
Im Dunkel nur kann ich fest mich begründen,
Mich werden die Letzten der Silben verkünden.

Auflösung des Räthsels in Nummer 43.

Vergißmeinnicht.

Hierzu eine Beilage.